Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1928

255 (31.10.1928) Die Mußestunde

Visual Library

aufhörlich mit Händen und Füßen arbeiten. Er muß ein wahrer Akrobat sein, um die ganze Tastatur und alle Pedale bewältigen zu können. Die sechs großen Glocken des Turmes wiegen 26 000 Kilo. Diese und die kleineren Glocken werden alle von diesem Zimmer aus bedient. In den letzten sechs Jahren wurden in Mecheln insgesamt achtundvierzig Schüler ausgebildet. Von diesen achtundvierzig sind zwölf in Europa und Amerika als festengagierte Glockenspieler untergekommen. England, Frankreich, Holland, Irland und die Vereinigten Staaten besitzen solche Glockenspieler. Der Beruf eines Glockenspielers ist hochbezahlt; denn um Meister im Glockenspiel zu werden, bedarf es langer Ausbildung, und nur wenige können sich rühmen, diese Kunst zu beherrschen.

Literatur

Almanach des Internationalen psychoanalytischen Verlags. Am 25. Oktober erschien der diesjährige „Almanach des Internationalen Psychoanalytischen Verlags", herausgegeben von A. J. Storfer mit 21 Beiträgen, darunter von Sigm. Freud über „Ein religiöses Erlebnis", von Pfarrer Pfister „Der Schrei nach Leben und die Psychoanalyse", Wälder, „Die Psychoanalyse im Lebensgefühl des modernen Menschen", Hopf, „Exakte Naturwissenschaft und Psychoanalyse", Ferenczi, „Gulliver-Phantasien", Ledner, „Der Einbruch der Psychoanalyse in die französische Literatur", Godet und Laforgue, „Der Saladin von Georges Duhamel", Wittels, „Rache und Richter", Wulff, „Untersuchungen an Chauffeuren", usw. (Mit Kunstbeilagen in Ganzleinwand ℳ 4.—.)

„Der Bücherwurm", Eine Monatsschrift für Bücherfreunde. 14. Jahrgang. Heft 1, Einhornverlag, München. Jährl. 10 Hefte, 3.30 ℳ. — Das uns vorliegende Oktober-Heft bildet einen verheißungsvollen Auftakt für den neuen Jahrgang. Aus der Reihe der Aufsätze heben wir besonders den Gedenkartikel über Schubert hervor, in dem Richard Benz harte Anklage gegen das deutsche Volk erhebt, das dem innersten Wesen und Wollen dieses Großen noch kaum je gerecht geworden sei. — Die Bedeutung Selma Lagerlöfs kennzeichnet Jos. Magnus Wehner anläßlich ihres 70. Geburtstages in einer auf das Wesentliche gerichteten Würdigung ihres Werkes. — Egon Friedell, der eben den 2. Band seiner Kulturgeschichte herausbrachte, kommt zu Worte mit dem „Einbruch der Plebejer in die Weltliteratur", einem scharfpointierten geistvollen Essay, der eine durchaus neuartige Auffassung von Rousseau bringt. — Aktuellen Charakter tragen vor allem die Beiträge von Otto Flake, der die herrschende Wallace-Mode ironisiert und eine theater- und zeitkritische Glosse über den „Soldat Schwejk" aus der Feder von Franz Thierfelder. — Ganz besonders gelungen erscheint uns das „Panoptikum" dieses Heftes, das scharfe Ausfälle gegen „berühmte" und andere Zeitgenossen bringt. — Reicher Bilderschmuck, ausführliche Listen neuer Bücher und zahlreiche, knapp und wesentlich geschriebene Buchbesprechungen bilden einen weiteren Vorzug des vielseitig fesselnden Heftes.

Geburtenregelung — eine ethische und wirtschaftliche Forderung: Von L. von Nida. Preis 30 Pfg. Mit einem Vorspruch von Joachim Ringelnatz. Verlag Dr. Arthur Reich G.m.b.H., Frankfurt-Oberursel. — Die kleine zeitgemäße Schrift (mit einem Anhang von Dr. med. Hirschmann, Berlin) behandelt von hohen sozialen Gesichtspunkten, in anschaulicher, allgemein verständlicher Weise, alle aus den Bevölkerungsproblemen sich ergebenden Tatsachen. Sie beleuchtet insbesondere die Gefahren der Abtreibung, die zu einer Volksseuche geworden ist und mit allen Mitteln bekämpft werden muß. Die Schrift wendet sich an die weitesten Volkskreise und sollte von allen Eheleuten oder solchen, die es werden wollen, gelesen werden.

Zwei neue Gelbe Ullstein-Bücher. In Georg Fröschels **„Der Schlüssel zur Macht"** klingen alle die erregenden und spannenden Motive an, die in einen richtigen Kriminal-Roman gehören: der Goldrausch von Monte Carlo; der Kampf eines findigen Kopfes gegen die anonyme Macht der Spielbank; ein geheimnisvoller Mord an dem Besitzer des „Schlüssels zur Macht", einem Mathematiker, der das System im Roulette zu gewinnen entdeckt hat; der listenreiche Feldzug der Bank gegen den Mörder — und, in die fesselnde Detektivgeschichte verwoben, ein Liebesroman! — In einer völlig anderen Sphäre spielt das zweite Buch, Ida Boy-Eds **„Ein Augenblick im Paradies"**. Dieser Roman schildert mit ergreifender Naturwahrheit die Nöte und den Zerfall einer Ehe zwischen höchst ungleichen Partnern: einem sympathischen jungen Leutnant und einer kleinen Schauspielerin. Ida Boy-Ed, der Meisterin in der Zeichnung von Frauen-Charakteren, ist in dem vorliegenden Buch eine ungemein anziehende Darstellung der jungen Soubrette gelungen, die in aller Unschuld und mit einer gewissen Anmut beinahe das Glück einer ganzen Familie zerstört.

Die „Sozialistischen Monatshefte", redigiert von Dr. J. Bloch (Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamer Straße 121 b) haben soeben das 10. Heft ihres 34. Jahrgangs erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Sozialdemokratie und Wehrprogramm, von Karl Mayr, vormals Generalstabsoffizier — Das Drama von 1918, von Dr. Ludwig Quessel, Mitglied des Reichstags — Der sozialpolitische Standort der englischen Arbeiterklasse, von Balthasar Weingartz — Der Jungsozialismus und die junge Generation, von Dr. Walther Pahl — Volkshochschulheime, von Günter Krolzig — Ueber die soziale Situation und die Arbeiterbewegung Norwegens, von Dr. Adolf Reichwein — Vom Segen der Krankheit, von Dr. Max Kalthoff — Maja, von Arno Nadel — Jean Giraudoux, von Hilligart Vielhaber — Deutsche Kammermusik 1928, von Wladimer Vogel — Deutsche Innenpolitik, von Dr. Hans Simons — Selbstverwaltung und Staatsmacht, von Prof. Hugo Lindemann — Frankreichs Lehrer in Deutschland, von Dr. Herbert Kühnert — Das Werden des neuen Chinas, von Dr. Günter Keiser — Zur Sexualreform, von Dr. Meta Corssen — Tiergeographie, von Dr. Hans Haustein — Eine Gesellschaftslehre, von Prof. Conrad Schmidt — Die Geschichte der Menschheit, von Dr. Walther Koch — Die deutsche Justiz, von Dr. Karl Steinhoff — Gegenwartsepik, von Dr. Max Hochdorf — Kurzoper, von Max Butting — Produktive Agrarpolitik, von Hans Wilbrandt. Die Toten: Mina Bang, Ludwig Ennocerus, Robert Fließ, Giovanni, Jens Jensen, Klabund, Stefan Raditsch, Max Scheler, Otto Stolten, Marie Stritt, Bruno Wille; und anderes mehr. Der Preis des Heftes beträgt 1 ℳ, der eines Vierteljahresabonnement 3 ℳ. Zu beziehen durch unsere Volksbuchhandlung, in den Kiosken und Bahnhöfen, bei allen Kolporteuren sowie direkt vom Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Berlin W 36.

„Der gute Kamerad", Illustriertes Knaben-Jahrbuch. Union deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart. — Das kleine Buch, das uns in der Jugend ... Zusammenstellung des fabelhaft reichhaltigen Stoffes befolgt es die alten bewährten Grundsätze. Nichts, das langweilt; alles, was fesselt. Natürlich nimmt Sport und Technik einen breiten Raum ein, aber auch Naturwissenschaft, Geographie, Ethnographisches, Kunst- und Literaturgeschichtliches ist vertreten. Bastelanleitungen und Aufsätze erzieherischen Inhalts, Briefmarkensammlung, gute Belletristik, Anekdotisches und Kuriosa, was zieht da nicht am Auge vorüber! Man muß dem Jugendbuch besonders ein gepflegtes, gediegenes, für die Jungens vorbildliches Deutsch nachrühmen. Ein Aber dürfen wir nicht unterdrücken. Von der deutschen Republik ist in dem Werk nirgends die Rede dagegen sehr viel von Marine. Zwei Bilder zeigen nationalistische Jugendgruppen in der typischen Haltung des Faschistengrußes, und im Text wird der „Heil"-Ruf mehrfach erwähnt. Trotzdem die Mitglieder der „Meute" versichern: „Wir treiben keine Politik", sieht man sie mit schwarz-weiß-roten Fahnen photographiert. Ist das keine Politik? Der Verlag hat ganz vergessen, daß es auch Arbeiterjugend gibt. Er scheint auf republikanische Kreise als Abnehmer nicht zu reflektieren, umso verwunderlicher erscheint es, daß er sozialistische Redaktionen zur Besprechung des im übrigen prachtvollen Werkes einlädt.

Prof. R. Wilhelm.

Rätselecke

Bilder-Rätsel

Buchstaben-Rätsel

Mit „e" wirds eine Blume sein,
Die sich im Herbste findet ein,
Mit „o" ist es ein reicher Mann,
Nun rate — wer es raten kann!

Rätselauflösungen

Uhrenrätsel: K r e i s g e r i c h t.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Buchstabenrätsel: Bleiche, Leiche, Eiche — ich.

Richtige Lösungen sandten ein: Emma Weidner, Ida Lied, Albert Ochs, Berthold Degen, Herbert Neuhaus, Karlsruhe; Anton Raftetter, Karlsruhe-Daxlanden; Frau Elisabeth Wenz, Ettlingen. — Nachtrag zu den Lösungen der vorletzten Nummer der Mußestunde: Robert Mattes, Karlsruhe.

Witz und Humor

Meier steht am Telephon: „Hallo, ich möchte meine Frau sprechen. Donnerwetter, hören Sie denn nicht, meine Frau F wie Furie, R wie Reibeisen, A wie Abschaum, U wie Unke. Na, sehnse, nun verstehnse!"

*

Musik. „Die Kinder sind heute sehr ungezogen."
Schicken Sie sie mir her, ich werde ihnen etwas auf dem Klavier vorspielen."
„Davor haben sie auch keine Angst mehr!"

*

„Denken Sie, Herr Sanitätsrat, ich habe auf der Unterlippe 3 Warzen bekommen, was soll ich machen?"
„Ich werde Ihnen in die Oberlippe 3 Knopflöcher machen, da haben Sie im Winter immer'n warmen Hals!"

*

Erlauben Sie — „Guten Tag, Herr Pfeffermann! Na wie gehts, Sie alter Schwindler?"
„Erlauben Sie, ich muß doch sehr bitten! Woher kennen Sie mich denn?"

*

Griechisch. „Doktor, sagen Sie mir, was mir fehlt. Aber nicht auf griechisch-lateinisch, sondern in einfacher, verständlicher Sprache."
„Ihnen fehlt gar nichts — Sie sind ein Fresser, Säufer und Faultier."
Danke schön. Aber nun auf griechisch — daß ichs meiner Frau sagen kann."

„Pasquino."

Verantwortlicher Schreiftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

44. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 31. Oktober 1928

An die Nacht

Von Rainer Maria Rilke.

Hebend die Blicke vom Buch, von den nahen zählbaren Zeilen
in die vollendete Nacht hinaus:
O wie sich sternegemäß die gedrängten Gefühle verteilen,
so als bände man auf
einen Bauernstrauß:

Jugend der leichten und neigendes Schwanken der schweren
und der zärtlichen zögernder Bug —.
Ueberall Lust zu Bezug und nirgends Begehren;
Welt zu viel und Ende genug.

Am Spieltisch

Von Franz Molnár.

„Ich hatte einen Freund — ich nenne nicht seinen Namen — einen Husarenoberleutnant, mit dem ich zusammen wohnte, in einem Zimmer. Der begann mir auch schon zuzureden, daß ich mich versetzen lassen soll, als die Katastrophe erfolgte."

Bei dem Wort Katastrophe verzerrte sich sein Gesicht ein wenig. Es war eine bittere, und höhnische, in einem Lächeln sich auflösende Grimasse.

„Trinke", sagte er, „jetzt kommt das Eigentliche."

Ich trank und lauschte.

„Dieser Oberleutnant", fuhr er fort, „mit dem ich zusammen wohnte, war der sympathischste Husar der Welt. Gutherzig, kühn, in den Dingen der Welt so unerfahren wie ein zehnjähriges Mädchen: hübsch, heiter, trinklustig und, was hier jetzt wichtig ist, der leidenschaftlichste Kartenspieler, den ich je getroffen habe. Es war kein großer Altersunterschied zwischen uns beiden; ich spielte aber trotzdem immer ein wenig Vaterrolle bei ihm. Schon aus dem Grunde, weil ich damals noch ein viel soliderer Mensch war, weiß der Himmel; ich wollte eine große militärische Karriere machen. Ist ja gleich, na. Geben wir weiter. Der Junge spielte wie besessen und verlor immer. Er steckte bis an die Ohren in Schulden. Damals mahnte ich auch nicht mehr so sehr, daß er nicht spielen solle, denn ich dachte, einmal wird er schließlich doch gewinnen und dann kann er die Wucherer bezahlen. Aber er verlor weiter. Ich pflegte längst zu schlafen, wenn er nachts — vielmehr morgens — nach Hause kam, rot vom Sekt und vom Verlieren, und wenn ich aus dem Traum aufschrak, sah ich, wie er den Rest zerknitterter Banknoten in das Schubfach seines Nachttisches warf, die Kleider vom Leibe riß und sich hinlegte. Manchmal fragte ich ihn: „Na?" Die Antwort war stets dieselbe „Verloren". Ich bitte dich, ich war seinetwegen verzweifelt. Einmal aber kam ich auf eine Idee. Ich wünschte, ich wäre nicht daraufgekommen: Ich beschloß, ihm, wenn er so betrunken einschlief, jedesmal ein Päckchen von den ungezählt ins Schubfach geworfenen Banknoten fortzunehmen — er wußte ja doch niemals, wieviel Geld er heimbrachte — dieses Geld allmählich für ihn zu sammeln und eines Tages, wenn es eine hübsche runde Summe geworden war, ihm das Vermögen zu übergeben, und zu erzählen, wie ich es erspart habe. So geschah es auch. Der Junge schlief zu jener Zeit durchschnittlich zwei Stunden täglich, denn kaum war er nach Hause gekommen, mußte er morgens schon zum Dienst. Er schlief wie ein Stück Holz, im Moment, wo er sich ins Bett geworfen hatte. Dann pflegte ich immer ein paar Minuten zu warten, streckte dann aus meinem Bett die Hand nach dem zwischen beiden Betten stehenden Nachttisch aus, zog leise das Schubfach aus, und so dem Gefühl nach abwägend, wieviel es war, nahm ich eine Handvoll Scheine heraus und legte sie in mein eigenes Schubfach herüber. Das ging so wochenlang. Niemals bemerkte er, daß ein Schein fehlte. Einmal aber passierte folgende Sache: Wie gewöhnlich kommt er gegen Morgen heim und beginnt sich auszuziehen. Er wirft einen Haufen zerknitterten Geldes in das Schubfach. Ich wache auf, frage: „Na"? Da sagte er bitter: „Gewonnen." Damals hatte sich bei mir schon ein ganz nettes Vermögen für ihn angesammelt. Ich weiß nicht, wie spät es sein mochte; Tatsache ist, daß es gerade zu dämmern anfing, es war ein ganz klein wenig hell im Zimmer. Er legt sich hin, schläft ein. Ich warte ab, bis er tief und regelmäßig zu atmen beginnt, und dann greife ich langsam nach seinem Schubfach. Ich schiebe das Schubfach zurück, und so, im Bett liegend, bei diesem sehr spärlichen Dämmerlicht, beginne ich zu gucken, wieviel ich eigentlich herausgegriffen habe. Wie ich so das Geld halte, bemerke ich plötzlich, daß sich der Rhythmus seines Atems verändert. Schon da spürte ich etwas Kaltes in der Brust. Langsam wende ich den Kopf zu ihm, da sehe ich, daß er nicht schläft. Sein Kopf liegt ruhig auf dem Kissen, aber die Augen sind weit geöffnet und sehen mich an. Mein erster Blick war, er sei gestorben, so starr, so unbeweglich, so sehr stumm und atemlos hatte er den Blick auf mich geheftet. Und ich sah in seine Augen. Das dauerte lange. Dann sprach ich ihn leise an. Er antwortete. Die ganze Unterhaltung bestand nur daraus: „Bist du wach?" „Ja" antwortete er.

Ich zündete die Lampe an, das Geld in der Hand. „Na", sage ich zu ihm, „du sprichst gar nicht?" — „Nein," sagte er leise, sehr traurig. Ich bitte dich, ich setzte mich im Bett auf und begann nachzudenken, die Scheine in der Hand. Zu jener Zeit hatte er mich wiederholt gefragt: „Wie kommt es nur, daß du dein Geld so klug einzuteilen verstehst? Wir stecken alle bis an den Hals in Schulden, und du bist ganz schuldenfrei." Sollte ich jetzt anfangen, ihm zu erklären, daß ich für ihn das Geld jede Nacht aus seinem Schubfach gestohlen hatte? Jetzt weiß ich, daß jenes Zögern eine große Dummheit gewesen ist; damals aber war der Augenblick so, daß ich dir jetzt noch schwöre: wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, ich hätte niemals das Märchen von dem geistreichen Freunde geglaubt, der auf diese Weise dem Spieler helfen wollte. Diese Idee an sich war inkorrekt und zog ihre Strafe nach sich. Aber da war es schon zu spät. Wenn er mich wenigstens angeschrien hätte! Aber mich quälte es, daß er mich lange beobachtete; sicherlich hatte er die ganze Schubfachgeschichte angesehen, und als sich unsere Blicke schon begegneten, da sagte auch er nichts, sondern schaute mich nur mit einer tiefen Traurigkeit an. Also, ich bitte dich, ich wandte mich ihm zu und sagte: „Du, ich sage dir auf mein Offiziersehrenwort, daß ich jede Nacht Geld aus deinem Schubfach nehme und hier in meinem Schubfach für dich spare, damit ich dich, wenn es schon so viel geworden ist, damit überraschen kann." Dann öffnete ich mein Schubfach und zeigte ihm das Geld. „Großartig, sagte er, aber sein Lächeln war nicht aufrichtig. Ich nahm den Haufen Banknoten aus meinem Schubfach und legte ihn auf seinen Nachttisch. „Da", sagte ich, „soviel ist bis jetzt zusammengekommen." Er gab keine Antwort. Er lächelte. Sage nur, war da etwas zu machen? Nein. Mein Schubfach war noch offen. Ruhig griff ich hinein und nahm meinen Revolver heraus. Das war die Eselei Nummer zwei. Aber damals konnte ich nichts anderes tun. Er stürzte sich natürlich auf mich und wand mir den Revolver aus der Hand. Das geschah gerade, als ich am unpopulärsten war, wegen des Rado. Eine Woche darauf trat ich aus der Armee aus. Du hast recht getan, daß du mich fragtest, warum ich ausgetreten bin. Dann hätte ich es vielleicht niemals erzählt So habe ich es, wie du siehst, erzählt. So kam das, mein Junge."

Er war müde vom Sprechen, stand auf, nahm einen großen Schluck Cognac, zündete sich eine Zigarette an und begann in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehen. Ich aber — vielleicht geschah es automatisch, so oft hatte ich gelesen, daß man das zu tun pflegt, wenn der Erzähler seine Erzählung beendet — kniete vor dem Ofen nieder und stopfte so viel Holzscheite hinein, wie ich nur hinein bekam.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Paul Zsolnay Wien, der Novelle: „Die Dampfsäule" von Franz Molnár in Auszug entnommen. Dieser Auszug befindet sich auch in dem Jahrbuch des Verlages für 1928.)

Bootsfahrt im Föhnsturm

Von Karl Birner.

Schon seit Tagen fegt der heiße Föhn über die Alpen, ohne in den Eis- und Schneeregionen merkliche Kühlung zu finden, denn die Temperatur Oberitaliens, diejenige der schweizerischen Bergobservatorien und die des Bodenseegebietes ist die gleiche. Durch Erwärmung verdünnt fegen die Winde leichtbeschwingt über die Lande und prägen ihre eigene Stimmungen, deren vornehmste die große Fernsicht ist.

Die linden Lüfte hatten sich nach Einbruch der Nacht das Allzustürmische abgestreift. Uebrig blieb eine Wärme, die im Zuge die Kleider durchdrang; bildlich gesprochen, schien das Mondlicht Wärme zu spenden ähnlich der Sonne.

Elf Uhr zur Nachtzeit war es, genau 23 Uhr, zeitweilen fast Windstille. Unruhig tanzten die Wellen auf der weiten Seefläche, sprangen zum Ufer, zerschellten und warfen mannshohe Spritzer meterweise ins Land. Um die Bogenlampen flatterten kleine Insektenschwärme, als sei es Juli oder August. Künstliches Licht und naturgekünstelte Wärme hatten die nur mit Instinkt auf Licht und Wärme ausgestatteten kleinen Lebewesen hervorgelockt zu einem hochsommerlichen Liebesreigen. Ein Nachtfalter tanzte um meinen

eines unter vielen dummen. Ebenso wie die Natur ihn betrogen hatte zum unzeitgemäßen nächtlichen Tanz, ebenso hatte ihn der Widerschein der Bogenlampe auf der blanken Hautstelle irregeführt.

In langsamer Fahrt fuhr unser Motorboot hinaus in den See. Drüben die Schweizerufer lagen in nächtliches Dunkel gehüllt, darinnen die Lampen der Straßenbeleuchtung glühten. Irgendwo aber flimmerte ein Lichterhaufen grün und blau und gelb und rot. Dort feierte man, jedenfalls im Vorgarten eines Herrschaftshauses, italienische Nacht. Ende Oktober! — In Richtung der hohen See schien die Wasserfläche unendlich, nichts unterbricht die Eintönigkeit des Blickes, nur das Mondlicht schaukelte auf den Wassern in unzähligen blitzenden Lichtfetzen. Dorthin nehmen wir Kurs in die scheinbare Unendlichkeit. Einförmig klatschten die Wellen an den Bootsrumpf und zerschellten, denn der See war unruhig vom Föhnsturm, wenn er sich später auch nur in einen mäßigen Wind verwandelte. Aber der Wind war warm, als wehe er aus einem Backofen heraus. Wir fuhren gegen den Wind, um Kühlung zu haben, kamen aber immer mehr in die zentrale Wärmestelle. Oeffnete man den Mund, so spürte und schmeckte man die Warmluft, denn sie war höher temperiert als Zunge und Gaumen. Die Lunge, ungewohnt solcher Nahrung, schaffte rasch und schwer, um die dunstig-warme Zufuhr, von der sie gleichsam überschwemmt wurde, zu bewältigen. Jeder Luftstrom verursacht üblich Kühlung. Je schneller aber unser Motorboot lief, je wärmer wurde der Gegenwind, je wärmer, schwabbliger und schwammiger die Luft. Die Hand machte instinktiv eine Greifbewegung vor dem Gesicht, um den Dunst zu entfernen.

„Die Säntisgruppe“ rief vom Heck her die mitfahrende junge Dame. Tatsächlich, es war keine Täuschung. Immer tiefer senkte sich die Undurchsichtigkeit der Nacht, verzehrte sich gleichsam selber und wurde durchsichtig klar. Daneben erschien der Altmann, dann der Oehrli und der ganze lange Kamm der Alpengipfel: Hundstein, Hohe Kasten, in weiter Ferne die Scesaplana. Es war eine durchsichtig klare Nacht, die den in 60 Kilometer Entfernung stehenden Säntis in allernächster Nähe rückte und in Weiten bis über 100 Kilometer die Berge klar erscheinen ließ. Alle die Alpenriesen standen da frisch und schön, als seien sie eben erst aus dem Boden gewachsen aus Krystall mit etwas Reif überzogen; und in weiter Ferne stand am Himmel ein rötlichweißer Streifen . . . Ob es je schon einmal eine gleiche Stimmung gegeben hat? Nur dann war dies möglich, wenn es schon einmal einen gleichen Oktober gegeben hat. Was wohl Ben Akiba dazu sagen würde?

Wenn nur diese unheimliche und unnatürliche Wärme nicht gewesen wäre. Je schneller aber das Boot fuhr, umso rascher stürzten die Wärmeeinheiten über uns her, drängten sich durch den Kleiderstoff und krochen über die Haut.

Die ersten zwei Nachtstunden waren schon in die Vergangenheit versunken, als wir an Land stiegen. Ganz entgegen aller Naturgesetze war die Luft hier frischer und kühler als über dem See. Hatte sich ein Wärmballen allein über das Wasserbecken gelagert? Oder war das Kühleempfinden nur Täuschung, weil wir hier nicht in einem durch Geschwindigkeit hervorgebrachten Heißluftstrom standen?

In unendlicher Schönheit leuchteten drüben die Alpen, vom Mondlicht übergossen. In den Platanen zitterten die letzten Blätter, lösten sich von ihren Zweigen und segelten zur Mutter Erde zurück oder tanzten in den See. Um die Bogenlampen schwärmten noch kleine Mückenheere, stießen gegen das milchige Glas als hätten sie es eilig, sich endlich die Flügel zu verbrennen. Und an der Böschung brachen sich die unruhigen Wellen, fielen klatschend zusammen und warfen ihre Spritzer über die Mole.

Föhn im Oktober mit 20 Grad Wärme.

*

Das war vor drei Tagen. Damals ist nun etwas geschehen, das dem Föhn gleicht. Als Letzte hatte unsere Begleiterin das Boot verlassen. „Wie gefiel Ihnen die unnatürliche Föhnfahrt zur Nachtzeit?“ hatte ich gefragt, worauf sie mit einem Blick zu den Alpen geantwortet hatte: „Sehr natürlich. Es war eine Fahrt wie im Mai, so warm und so heftig.“ — Heute bekam ich ihre Verlobungsanzeige mit einem Mitfahrer aus jener Nacht. Und darunter stand geschrieben: „Der Föhn gleicht dem Leben: er rüttelt und wühlt, läßt aber den Blick in die Zukunftsferne offen und sendet warme Lüfte noch im Oktober“. — —

Wenn sie sich nur nicht betrügen lassen vom Föhn und nicht zur Unzeit tanzen.

Wiedererzeugung oder Ersatzbildung

Julius Schaxel.

uk. An Hand überaus zahlreicher instruktiver Abbildungen schildert der Vorstand der Anstalt für experimentelle Biologie an der Universität Jena, Prof. Dr. Julius Schaxel in Heft 5 der Monatsschrift „Urania“ (Probehefte kostenfrei vom Urania-Verlag, Jena) die geheimnisvollen Erscheinungen der Regeneration.

Es ist eine weitverbreitete Erscheinung, die sowohl den Pflanzen wie den Tieren zukommt, verloren gegangene Teile des Körpers zu ersetzen. Von unserem eigenen Körper lösen sich dauernd Teile ab, die immer durch Neubildungen ersetzt werden, z. B. die vertrocknenden, sich abschuppenden äußersten Schichten der Oberhaut, oder die ausfallenden Haare, oder in früher Jugend die ersten Zähne, das Milchgebiß, das durch die bleibenden Zähne ersetzt wird. Noch die Mauserung der Vögel und die Häutung der Kriechtiere entgegen, in welchen Fällen sehr erhebliche Teile des Körpers innerhalb kurzer Zeit abgestoßen und durch andere ersetzt werden. Eingreifend und gewaltsam und doch alljährlich wiederholt ist das Abwerfen des Reh- und Hirschgeweihs, das plötzlich entfernt und im Verlauf verhältnismäßig kurzer Zeit in gleichem oder größerem Umfang neugebildet wird.

Die genannten Erscheinungen ähnlicher Art gehören zum ungestörten Ablauf des Lebens. Sie stehen im engsten Zusammenhang mit Vorgängen, die sich nach Eingriffen von außen vollziehen. Allen geläufig ist aus eigenem Erleben die Wundheilung. Wenn irgendwo am Körper durch eine Verletzung eine Wunde entsteht, wodurch Teile der Oberfläche (Haut und das darunterliegende Bindegewebe, dazu aber auch darin liegende kleine Gefäße, Nerven und Muskeln) entfernt werden, so sehen wir diese Wunde sich schließen und allmählich verheilen. Keine oder nur geringfügige Anzeichen der Verletzung bleiben als Narbe zurück. Wesentlich übereinstimmende Ereignisse beobachten wir, um ein ganz anderes Beispiel zu nennen, bei den Pflanzen. Wird an einem Baum die Krone zerstört, so wird eine neue gebildet. Ruhende Knospen gelangen zur Entfaltung. Die Neubildung geht nicht von der Wundstelle aus, sondern in einiger Entfernung von ihrem Rande. Immerhin ist durch diese Ersatzleistung der Weiterbestand des Baumes gesichert, der gewichtige Teile verloren hat.

Unzählige Beispiele ließen sich aus Tier- und Pflanzenreich anführen. Verstümmelte, ja zerstückelte niedere Tiere, besonders viele Würmer, zeigen eine überraschende Bildungsfähigkeit des restlichen Körpermaterials. Jeder kennt das abgebissene Molchbein, das nachwächst, und den abgebrochenen Eidechsenschwanz, der, freilich deutlich verändert, vom Stumpf aus hervorsproßt. Ohne uns mit Beispielen aufzuhalten, wollen wir in das Wesen dieser Dinge nach Möglichkeit eindringen, welche das Urteil darüber, was das Leben eigentlich ist, recht nachhaltig beeinflussen.

Regeneration ist die geläufige wissenschaftliche Bezeichnung für die Ersatzleistungen. Das Wort stammt aus dem Lateinischen und heißt wörtlich Wiedererzeugung. Dieser Sinn ist für die Wissenschaft recht folgenschwer gewesen. Er schließt die Meinung in sich, es werde durch Wiedererzeugung bereits einmal Vorhandenes, dann in Verlust Geratenes ebenso wiederhergestellt, wie es vorhanden war; das eines oder einiger seiner Teile verlustig gewordene Lebewesen vermöge genau das zu bilden, was fehlt. Diese Auffassung läuft auf die Vorstellung hinaus, daß dem Lebewesen etwas Besonderes eigen sei, was es in der leblosen Natur nicht gebe, nämlich ein auf Erhaltung der Ganzheit abzielendes Streben. Ganzheit und Zielstrebigkeit spielen denn auch im Vitalismus, d. h. in der Lehre, daß das Leben eine Sonderstellung in der Natur einnehme, eine besondere Rolle.

Die Vorstellung der Wiedererzeugung schließt die Erwartung des Ergebnisses in sich. Wo nun die Tatsachen dieser Erwartung nicht entsprechen, wird von Nährungswerten, Ungenauigkeiten, Unvollständigkeiten, Mängeln gesprochen. Diese Betrachtungsweise ist irreführend; denn der Forschung ist lediglich die Aufgestellt, den Erscheinungen in ihrem Verlaufe zu folgen. Nach Teilverlust muß vom Restbestand des Körpers ausgegangen werden, wenn Einsicht in die Bildungsvorgänge gewonnen werden soll.

Die auf kein willkürliches Ende oder Ziel eingestellte Betrachtung folgt dem Vorgang, statt ihm deutend vorauszueilen. Am Leitfaden der Erscheinungen gelangt sie nicht zur Vorstellung der Wiedererzeugung, sondern zu den mannigfachen Bildungen, deren gemeinsame Züge wir als Ersatzbildung zusammenfassen. Nicht was fehlt, wird auf geheimnisvolle Weise wiedergebildet, sondern im Fortgang der Bildungen kommt es jeweils nach Maßgabe des Vorhandenen zu Neubildungen. Was immer geschieht und wieweit die Bildungen gedeihen, bestimmen die Verhältnisse des Restbestandes. Der Verlust als etwas „Fehlendes“ ist ohne Bedeutung.

Für die Lehre von der Formbildung ist der zwangsmäßige Verlauf aller Regeneration sehr bedeutsam. Die vitalistischen Folgerungen, die Herauslösung des Lebendigen aus der Gesamtnatur, werden dadurch hinfällig. Dieselben Einsichten sind aber auch praktisch wertvoll für die menschliche und tierische Heilkunde. Der Natur der Sache nach wird sich das Ziel nicht völlig erreichen lassen. Indessen wird die Richtung gewiesen, in der der befriedigendste Ausweg liegen muß. Es gilt den ursprünglichen Bildungsverhältnissen ähnliche Zustände zu schaffen, nachdem bildungsfähiges Gewebe am Bildungsorte nachgewiesen ist. Raum zur Entfaltung ist dann die Hauptsache. Für die äußeren Organe der warmblütigen Landtiere und des Menschen bereiten freilich die Gefahren des Offenhaltens der Wunde und die wenig bildungsfähige Beschaffenheit der meisten Gewebe technisch noch nicht überwundene Schwierigkeiten.

Der Ring mit dem grauen Stein

(Eine Spukgeschichte.)

Zu den größten Kostbarkeiten der Familie Barnekow, die auf viele Ahnen zurückblicken kann, gehört ein Ring mit einem grauen, länglichen Stein, in sehr eigenartiger Fassung. Es wird erzählt, daß Kreuzfahrer diesen Ring aus Jerusalem mitgebracht haben. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gehörte dieser Ring der schönen und stolzen Frau Margarethe, die nach dem frühen Tode ihres Mannes ihre Güter selbst bewirtschaftete. Um überall nach dem Rechten zu sehen, fuhr sie häufig zwischen den verschiedenen Gütern hin und [illegible] haus einkehren. Doch da gerade hier in der Nähe Viehmarkt gewesen war, war das Haus voll von Gästen, und Frau Margarethe konnte kein Unterkommen finden. Da aber draußen ein schweres Wetter losbrach, wurde der Wirt gerufen, um Rat zu schaffen. Nach langem Zögern sagte er, daß wohl ein Raum im Hause frei sei, daß dies aber das sogenannte Spukzimmer sei, das niemand haben wolle. Es werde erzählt, daß einmal ein Reisender dort ermordet worden sei, — er habe das Zimmer bezogen, sei aber am Morgen mit allen seinen Habseligkeiten spurlos verschwunden gewesen. Seitdem spuke es in dem Zimmer. Wenn ein Reisender hör‹e›, daß nur das Zimmer frei sei, ziehe er aber immer vor, bis zum nächsten Dorf weiterzureisen.

Frau Margarethe aber war keine ängstliche Natur, sie erklärte, gern in dem Spukzimmer übernachten zu wollen. Das unheimliche Gemach wurde also für sie instand gesetzt, und sie legte sich in dem prächtig weichen Bett zur Ruhe. Nachdem sie ihr Abendgebet gesprochen hatte, ließ sie das Licht im Zinnleuchter brennen und schlief, da sie von der Reise müde war, rasch ein.

Als die Kirchenuhr 12 schlug, wurde sie von einem merkwürdigen Geräusch geweckt. Es klang, als würden Bretter losgebrochen, die polternd und krachend zu Boden fielen. Verwundert richtete sie sich auf und blickte sich um. Das Licht brannte noch in dem Zinnleuchter, und bei seinem matten Schein sah sie den Fußboden sich langsam auftun. In der Oeffnung tauchte eine unheimliche Gestalt auf. Es war ein Mann, dessen Kopf auf entsetzliche Weise zerspalten war und über dessen Gesicht Blut strömte. Er streckte die gefalteten Hände flehend aus und sagte mit tiefer, heiserer Stimme: „Edle Frau, bereitet einem Gemordeten einen Platz in geweihter Erde, und sorgt, daß der Mörder seine gerechte Strafe bekomme.“

Frau Margarethe war nicht erschrocken, sondern empfand nur Mitleid mit dem elend Hingemordeten. Deshalb bat sie ihn, seine Geschichte zu erzählen. Es war, wie der Wirt angedeutet hatte: In der Nacht, als er in diesem Zimmer übernachtet hatte, war er erschlagen und sein Leichnam unter den Dielen des Fußbodens vergraben worden. Dort konnte er keine Ruhe finden, sondern verlangte nach geweihter Erde. Er hatte schon mehreren Reisenden, die in diesem Zimmer schliefen, diese Bitte vorgetragen, aber sie alle waren von zu großem Entsetzen gepackt worden, um ihn anhören zu können, und waren alle so rasch wie möglich aus dem Zimmer hinausgestürzt. Frau Margarethe winkte ihm, näher zu kommen, beugte sich zu der unheimlichen Gestalt, zog den Ring mit dem grauen Stein, den sie als ein Vermächtnis ihres gestorbenen Gatten immer an ihrem Finger trug, ab, legte ihn in die klaffende Kopfwunde und band ihr Taschentuch um die Wunde. Darauf bat sie den Mann, den Namen des Mörders zu nennen. Als er mit heiserer Stimme diesen Namen geflüstert hatte, sank er lautlos wieder in den Boden und verschwand.

Am Morgen begab sich Frau Margarethe zu dem Wirt und ersuchte ihn, den Dorfschulzen zu rufen und den Fußboden des Spukzimmers aufbrechen zu lassen. Das geschah im Beisein des Schulzen, und unter den Dielen des Bodens fand man einen halbverwesten Leichnam. Der gespaltene Schädel verriet, daß hier ein unheimlicher Mord begangen worden war. Als der grausige Fund zutage gefördert wurde, brach einer der Anwesenden leichenblaß zusammen. Man argwöhnte sofort, daß er die Tat begangen haben müsse und verhaftete ihn. Er gestand dann auch seine Schuld ein. Frau Margarethe beugte sich über die Leiche und entnahm der Wunde ihren Ring mit dem grauen Stein; auch löste sie das Taschentuch von der Wunde, das sie in der Nacht darum gelegt hatte. Der Leichnam wurde auf dem Kirchhof bestattet. Damit war das Verlangen des Gemordeten erfüllt, und der grausige Spuk im Zimmer des Gasthauses hatte ein Ende.

Der Ring mit dem grauen Stein aber erbte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und man glaubt, daß er die Kraft besitzt, Krankheiten zu heilen und Unglück abzuwehren. Wer ihn trägt, ist gefeit gegen Mißgeschick.

Welt und Wissen

Fünf Löwen in einer halben Stunde. Der größte Löwenjäger Südafrikas, der Holländer Gert van der Merwe, der 38 menschenfressende Löwen erlegt hat, ist das Opfer seines 39. Löwen geworden. Der kühne Nimrod war mit seiner Frau und Dienerschaft von seiner Farm am Groot-Letaba-Fluß ausgezogen. Da auf den Kopf eines jeden Löwen in diesem Land, in dem die Löwen so viel Eingeborne fressen, ein Preis gesetzt ist, so beabsichtigte van der Merwe, in einem von Löwen besonders heimgesuchten Gebiet sich einige Preise zu verdienen. Wie südafrikanische Blätter melden, hatte er eines Abends sein Lager in der Nähe des Stromes aufgeschlagen und wurde während der Nacht durch das laute Rufen der Lageresel geweckt. Die Glocke, die an dem Halse des führenden Tieres befestigt war, gellte unheimlich durch das Dickicht. Der Jäger erhob sich ruhig von seinem Lager, häufte neue Zweige und Klötze auf das Lagerfeuer und wartete bis zum Morgengrauen. Dann ging er, mit seinem alten Martinigewehr und sieben Patronen bewaffnet, von zwei Kaffern begleitet, in den umgebenden Wald. 200 Meter etwa vom Lager entfernt fand er einen riesigen Löwen, der sich an dem Fleische des getöteten Führer-Esels gütlich tat. Er näherte sich bis auf 20 Meter und erschoß den Löwen. Bevor der Knall des Schusses noch verhallt war, stürzte eine junge Löwin aus dem Dickicht und sprang nach ihm. Er lud sein Gewehr wieder, während sie auf ihn zusprang und tötete sie, während sie gerade zum letzten Sprung ansetzte. Dann drang van der Merwe weiter in den Wald ein und fand hier drei andere Löwen. Zwei von [illegible] es ihm gelang, auch diesem König der Tiere den Rest zu geben. So hatte er in einer halben Stunde fünf Löwen erlegt; das ist ein Rekord selbst für einen so kühnen Jäger. Bald danach unternahm der Nimrod eine neue Löwenjagd, diesmal zu Pferde mit seinem Freunde Jan Duvenhage. Sie jagten in der Nähe des Brak-Flusses und schossen eine junge Löwin an, die flüchtete. Sie folgten ihr und fanden sie, wie sie sich im Dickicht ihre Wunden leckte. Beide Jäger feuerten vom Sattel aus, und obwohl sie beide trafen, war die Löwin doch nicht tot, sondern griff sie an. Die Bestie war so nahe, daß keine Zeit zu einem weitern Schusse blieb, daher wendeten die beiden ihre Pferde und galoppierten davon. Die verwundete Löwin verfolgte van der Merwe, und obwohl er auf einem sehr schnellen Pferde ritt, mit dem er Zebras gejagt hatte, erreichte ihn doch das Tier, dessen Kräfte durch die Wunden zu einer letzten Riesenleistung aufgepeitscht waren. Die Löwin sprang auf van der Merwe, als Duvenhage aus dem Sattel auf sie schoß. „Du sollst die Beute haben, Gert. Es ist Dein 39. Löwe!“ rief Jan dabei dem Freunde zu. Aber van der Merwe antwortete nicht. Das Tier hatte ihn vom Pferde gerissen. Er lag bewußtlos und starb 2 Tage später an seinen furchtbaren Verletzungen.

Warum das Laub fällt? Wenn man zur Herbsteszeit durch die Wälder und Parks der deutschen Landschaft geht und die ersten Färbungen des Laubes beobachtet, dann denkt man an die Dichter, die vom Herbste als vom Beginn des großen Sterbens in der Natur sprechen. Aber dem ist nicht so. Die Verfärbung des Laubes ist nicht ein Zeichen des Absterbens, sondern ein Zeichen des Lebens. Das Blatt des Baumes speichert in seinen Zellen im Laufe des Sommers große Mengen von Chlorophyll (Blattgrün) auf, das die eminent wichtige Aufgabe hat, den Atmungsprozeß der Pflanze zu beschleunigen. Bei dieser Tätigkeit findet eine starke Verdunstung von Wasser statt. Im Herbst, wenn der Wassermangel in der Natur eintritt, dann hilft sich die Pflanze dadurch, daß sie die großen Verdunstungsflächen abwirft, denn im Winter wäre sie nicht in der Lage, in dem gefrorenen Boden so viel Wasser zu finden, um auch ihre Blätter überwintern zu können. Sie greift daher zu dem einfachen Mittel, sich ihrer Blätter zu entledigen, aber nicht, ohne vorher das so außerordentlich wichtige Blattgrün wieder zurückgenommen zu haben. Im Herbst beginnen nun die kleinen Chlorophyllkörperchen in den Stamm des Baumes zurückzuwandern, wo sie überwintern. Das hat zur Folge, daß das Blatt sich färbt. Es ist also ein lebenserhaltender Vorgang, der die Pflanze veranlaßt, sich zu färben und schließlich die Blätter abzuwerfen. Nun beginnt nämlich zwischen Ast und Blattstiel von außen nach innen eine kleine Korkscheibe zu wachsen, die die Wunde, die entstehen würde, wenn das Blatt abgerissen würde, verschließt. In dem Augenblick, wo die Korkscheibe sich vervollständigt hat, hängt das Blatt lose am Ast. Ein schwacher Luftzug, meist sogar nur die eigene Schwere, genügen, um das Blatt zu Boden fallen zu lassen. Wenn im Herbst das Laub fällt, so ist das ein Zeichen, daß die Pflanze oder der Baum sich für den Winter vorbereitet und, indem er sein Laub preisgibt, sein Leben zu erhalten trachtet.

Der gewaltigste Geyser. Seit im vorigen Jahre die vulkanische Tätigkeit überall auf der Erde zugenommen hat, zeigt auch der gewaltige Geyser, im Yellowstone-Park der U.S.A. eine sehr lebhafte Tätigkeit. Alle 15 bis 20 Stunden speit dieser Geyser während drei bis vier Stunden gewaltige Massen kochendes Wasser bis zu Höhen von 20—30 Metern aus. Er ist ein Titan unter den Spritzquellen des Erdballs. Sein Krater bildet eine riesige Ellipse von etwa 30 Meter Breite und 40 Meter Länge. Zwischen den einzelnen Auswurfsperioden liegen Pausen von jeweils 24 Stunden. In dieser Ruhezeit wird der Auswurfschlund ganz trocken, bis dann mit gewaltigem Getöse ein neuer Riesenstrahl hervorschießt. Sowohl das Ende als auch der Anfang einer Ausbruchperiode treten ganz plötzlich ein.

Die Glockenspielschule von Mecheln. Die Stadt Mecheln in Belgien beherbergt in ihren altehrwürdigen Mauern eine Schule, die ihresgleichen suchen dürfte. In dieser Schule wird das Glockenspielen gelehrt. Dieses Studium erfordert fünf Jahre. Solange müssen die Schüler des greisen Meisters Jef Denyn und seines Assistenten Gustaaf Nees in Mecheln verbringen, wollen sie in der Welt als anerkannte Glockenspielvirtuosen gelten. Die Bürger von Mecheln sind nicht wenig stolz auf ihre Schule und nehmen selbst die kleine Unannehmlichkeit gern in Kauf, von früh morgens bis spät abends ständig Glockengeläute zu hören. Die Zöglinge dieser Schule müssen theoretisch alles lernen, worin die Schüler einer jeden Musikhochschule unterwiesen werden und sich außerdem allerlei praktische Kenntnisse über das Wesen und die Eigenart der verschiedenen Glocken aneignen. Denn die Glocken, die kleinen wie die großen, haben ihre Tücken und Launen und gehorchen nur dem, der in ihre Geheimnisse eingedrungen ist. Der eigentliche praktische Unterricht erfolgt hoch oben im Turm der St. Rombout-Kirche, im sogenannten Glockenspielzimmer. Heute sind dort 45 rein gestimmte Glocken, in drei chromatische Skalen geordnet, untergebracht. Diese Glocken stammen aus den Jahren 1510, 1557 und 1619. Einige Glocken mußten allerdings im 19. Jahrhundert ausgetauscht werden, so z. B. die große Bassus-Glocke, die im Jahre 1844 von Severin von Aerschodt in Löwen neugegossen und auf den Namen „Salvator“ getauft wurde. 500 Stufen führen ins Glockenspielzimmer hinauf, wo die Schüler in die Mysterien des Glockengeläutes eingeweiht werden. In der Mitte des Zimmers steht eine breite Lederbank, vor ihr eine mit 39 Handgriffen versehene alte Tastaturkonstruktion; darunter zweimal sechs Pedale. Die ersteren sind Stimmendämpfer, die letzteren führen zu der Bassus-Glocke. Der Glockenspieler sitzt auf der Lederbank und muß un-